

The background of the entire cover is a reproduction of Vincent van Gogh's 'The Starry Night'. In the foreground, a stylized illustration of Vincent van Gogh is shown from the chest up, facing right. He has his characteristic wild, reddish-brown hair and a beard. He is wearing a light blue, textured shirt. He holds a paintbrush with a red handle in his right hand, applying paint to a canvas on an easel. The canvas shows a portion of the 'Starry Night' painting, with swirling blue and white clouds and yellow stars. The overall style is painterly and artistic, matching the theme of the book.

Michael Bird

Kate Evans

Vincent's Starry Night und andere Geschichten

EINE KUNSTGESCHICHTE FÜR KINDER



© 2016

Midas Collection

1. Auflage 2016

ISBN 978-3-03876-100-6

Übersetzung: Claudia Koch

Lektorat/Korrektur: Kathrin Lichtenberg, Ramona Steckermeier

Layout: Ulrich Borstelmann

Projektleitung: Gregory C. Zäch

www.midas.ch

Midas Verlag AG

Dunantstrasse 3, CH-8044 Zürich

E-Mail: kontakt@midas.ch

Englische Originalausgabe:

Laurence King Publishing Ltd, London

Text © 2016 Michael Bird

Illustrations © 2016 Kate Evans of Folio Art

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Erstellung und Verbreitung von Kopien auf Papier, Datenträgern oder im Internet.

Vincent's Starmenacht

und andere Geschichten

EINE KUNSTGESCHICHTE FÜR KINDER

Michael Bird

Illustrationen: Kate Evans



Midas Collection

Inhalt

Vorwort	8
---------	---

Aus Höhlen in die Zivilisation (40.000–20 v. Chr.)

1	Löwenmensch: Das erste Kunstwerk	13
2	Tierträume: Die Maler der Chauvet-Höhle	17
3	Bildgeschichten: Antike Maler, Bildschnitzer und Schreiber	21
4	So sehe ich das: Echnatons Künstler	25
5	Das Leben geht weiter: Tutanchamuns Grab	29
6	Reisegeschichten: Griechische Vasenmaler	33
7	Große Ideen: Der Parthenon <i>Athen, Griechenland (um 432 v. Chr.)</i>	37
8	Die Soldatenfabrik: Das Grab des Qin Shihuangdi	43
9	Eine große Bestellung: Das Standbild des Augustus	47
10	Schöner Ausblick: Ein Tag im Leben eines römischen Malers	51

Heilige Orte (800–1425)

11	Auge in Auge: Die Mosaiken der Hagia Sophia	57
12	Der Traum des Kalligrafen: Ibn al-Bawwab	61
13	Der Mann der Berge: Fan Kuan	65
14	Die schwimmende Stadt: Angkor Wat <i>Angkor Wat, Kambodscha (um 1100)</i>	69
15	Fantasien aus Licht: Bleiglas	75
16	Geschichten aus dem wahren Leben: Giotto	79
17	Alle Seiten des Lebens: Mittelalterliche Schreiber u. Buchmaler	83
18	Kopf-Menschen: Die Bronzegießer von Ife	87
19	Schneeengel: Andrej Rubljow	91



Große Ambitionen (1425–1550)

20	Die Zukunft entdecken: Donatello <i>Florenz, Italien (15. Jahrhundert)</i>	97
21	Das kleinste Detail: Jan van Eyck	103
22	Flieg zur Sonne: Die Azteken	107
23	Unter der Haut: Leonardo da Vinci	111
24	Sei fleißig, werde berühmt: Albrecht Dürer	115
25	Stein zu Statue: Michelangelo	119
26	Die Kunst der Philosophie: Raffael	123
27	Die Nacht ist jung: Tizian	127

Geschichten über das Leben (1550–1750)

28	Kalter Trost: Pieter Bruegel	133
29	König der Geparden: Basawan und Dharm Das	137
30	Leichtes Essen: Caravaggio	141
31	Das Blumenmädchen: Rembrandt <i>Amsterdam, Die Niederlande (17. Jahrhundert)</i>	145
32	»Die Malerei bin ich«: Artemisia Gentileschi	151
33	»Guten Morgen«: Diego Velázquez	155
34	Stell dir vor, du wärst dabei: Claude Lorrain	159
35	Je länger du hinschaust: Jan Vermeer	163
36	Das Kartenhaus: Jean-Siméon Chardin	167



Revolution! (1750–1860)

37	Der Sturm und die Ruhe: Jacques-Louis David	173
38	Keine Helden: Francisco de Goya	177
39	Felsen und Steine und Bäume: Caspar David Friedrich	181
40	Unter der Welle: Katsushika Hokusai	185
41	Künstlerische Chemie: William Henry Fox Talbot	189
42	Euch zeige ich's!: Joseph Mallord William Turner <i>London, England (frühes 19. Jahrhundert)</i>	193
43	Der Plan: Gustave Courbet	199
44	Jeden Cent wert: Frederic Edwin Church	203

Mit anderen Augen sehen (1860–1900)

45	Die Wiege der Kunst: Berthe Morisot	209
46	Die freie Natur: Claude Monet <i>Paris, Frankreich (spätes 19. Jahrhundert)</i>	213
47	Sekundenbruchteile: Eadweard Muybridge	219
48	Woraus besteht Farbe?: Georges Seurat	223
49	Vincent's Sternennacht: Vincent van Gogh	227
50	In ihren Händen: Camille Claudel	231
51	In der Hitze des Tages: Paul Cézanne	235

Krieg und Frieden (1900–1950)

52	Ausschneiden und Einfügen: Georges Braque	241
53	Happy Birthday!: Marc Chagall	245
54	Eine Geschichte spinnen: Marcel Duchamp	249
55	Genossen!: Warwara Stepanowa <i>Moskau, Russland (1930er Jahre)</i>	253

56	Kreise des Lebens: Wassily Kandinsky	259
57	Mädchen zwischen den Welten: Frida Kahlo	263
58	Meer der Träume: Joan Miró	267
59	Eine Lüge sagt die Wahrheit: Pablo Picasso	271
60	Kieselsteine und Bomben: Henry Moore	275
61	Alles Müll!: Kurt Schwitters	279

Wohin die Reise geht (1950–2014)

62	Direkt aus der Dose: Jackson Pollock <i>New York, USA (1950er Jahre)</i>	285
63	Ein blauer Morgen: Henri Matisse	291
64	Was ist hier passiert?: Anselm Kiefer	295
65	Mein Traum: Emily Kame Kngwarreye	299
66	Komm herein: Louise Bourgeois	303
67	Deckelzauberei: El Anatsui	307
68	Saat auslegen: Ai Weiwei	311

	Weltkarte	314
	Zeitleiste	316
	Glossar	322
	Liste der Kunstwerke	326
	Index	330
	Nachweise	335
	Danksagungen	336

Teil des Zaubers

Diese Kunstgeschichte beginnt vor 40.000 Jahren in einer Höhle in Deutschland und endet auf einem Fußweg in Peking im Jahr 2014. In der Zwischenzeit treffen wir Künstler an allen möglichen Orten: an einem Berg, in einem Steinbruch und mitten in der Wüste, in Hütten und Dampfbooten, Palästen und Gräbern – und natürlich in Ateliers und Werkstätten. Wir beobachten sie beim Malen und Zeichnen auf Felsen und Wände, Holz, Leinwand und Papier. Sie stellen Skulpturen aus Stein, Metall, Lehm, Draht und sogar Haferbrei her. Geduldig setzen sie winzig kleine Mosaiksteine in Gips, fügen Fragmente bunter Glasscherben oder Flaschenverschlüsse zusammen, zerreißen Zeitungen und fotografieren. Warum verbringen Künstler ihre Zeit mit so etwas? Jeder Künstler in diesem Buch könnte dir darauf eine andere Antwort geben.

Die Antwort hängt davon ab, wo und wie er gelebt hat. Was würden die Schnitzer und Maler der Eiszeit in Europa sagen? Vielleicht gab es bei ihnen nicht einmal das Wort »Kunst«, um ihre Tätigkeit zu beschreiben, aber das spielt keine Rolle. Diese frühen Menschen beherrschten Dinge, die für sie wie ein Zauber gewirkt haben müssen. Es ist immer zauberhaft, wenn sich Ideen und Träume in Objekte und Bilder verwandeln, die jeder berühren, anschauen und mit denen jeder leben kann. Heute jagen wir keine Mammuts mehr, dennoch besteht noch immer eine starke Bindung zwischen dem unsichtbaren Leben in unseren Gedanken und Gefühlen und der Welt da draußen. Für vieles, was wir mit Worten nicht (oder nicht gut) ausdrücken können, ist Kunst unsere Sprache.

Kunstwerke bringen uns mit ihren Schöpfern in Verbindung, selbst wenn diese in fernen Zeiten und an fernen Orten gelebt haben. Da sich aber das Leben der Künstler und die Ansichten der Menschen über Kunst im Laufe der Zeit geändert haben, bleibt immer etwas Mystisches zurück. Wie war es wirklich als römischer Freskenmaler, als islamischer Schreiber im Mittelalter oder als viktorianischer Fotograf? In die Geschichten in diesem Buch sind viele Fakten über Kunst eingeflochten – Namen, Daten und historische Ereignisse –, aber die sagen ja



nicht alles. Die Geschichte ist voller unerforschter Lücken, die wir mit unserer Fantasie füllen.

Das Wort Historie klingt immer so, als wäre die Geschichte abgeschlossen – wir haben uns eine Meinung über das Geschehen und dessen Bedeutung gebildet. Bei Kunst geht es mir jedoch anders, ob sie auf einen Tempel gemalt oder einfach ins Internet gestellt wurde – darum möchte ich die Geschichte der Kunst mit einer Reihe von Geschichten erzählen. Eine Geschichte, auch wenn du sie vielleicht bereits gehört hast, spielt sich im Hier und Jetzt der Fantasie ab. Vielleicht weißt du schon genau, was als Nächstes passiert, dennoch fühlt es sich wie das erste Mal an. Künstler sagen häufig, egal, wie viel Erfahrung du bereits hast, wenn du eine neue Arbeit beginnst, ist das wieder eine Reise ins Unbekannte.

Manche Künstler in diesem Buch schufen Bilder oder Skulpturen wie niemand je zuvor. Andere lassen uns alltägliche Dinge mit völlig neuen Augen sehen. Alle jedoch haben Kunstwerke geschaffen, die eine ganz eigene Präsenz haben. Wenn ich sie sehe oder über sie nachdenke, ist es, als ginge ich aus der Tür und atmete eine völlig neue Luft.

Für Künstler und für uns alle, die wir Kunst anschauen und verstehen wollen, kann sich Kunst ganz nah und gleichzeitig weit entfernt anfühlen – bekannt und gleichzeitig fremd. »Wenn ich dieses Kunstwerk nur richtig verstehen würde, käme es mir normaler vor«, ist ein verlockender Gedanke. Aber ich möchte das Fremde an der Kunst niemals missen. Es ist ein Teil des Zaubers.

– Michael Bird



Aus Höhlen in die Zivilisation

40.000–20 v. Chr.



Seit ungefähr 200.000 Jahren leben auf der Erde Menschen wie du und ich. Aber bis vor 50.000 Jahren gab es keine Kunst. Kunst zu schaffen – also aus Rohmaterial ein Bild zu schnitzen, zu modellieren oder zu malen – schien ein großer Schritt in der Entwicklung des Menschen zu sein. Dazu mussten wir Menschen lernen, uns etwas vorzustellen, zu erfinden und diese Ideen in die Tat umzusetzen – ein Objekt oder ein Bild schaffen, das es zuvor nicht gegeben hat. Die erste Kunst, die wir etwas genauer kennen, stammt von Menschen aus Nordeuropa aus der letzten Eiszeit.

Einige der weitreichendsten Veränderungen der Lebensweise der Menschen ereigneten sich zwischen der Eiszeit und dem Aufstieg des Römischen Reiches. Zwar führte die Entdeckung, wie man Getreide anpflanzt und Tiere züchtet, nicht direkt zu großen Kunstwerken, aber immerhin entwickelten sich Orte und schließlich Städte, in denen es für Maler und Bildhauer viel zu tun gab. Das Wort »Zivilisation« stammt vom lateinischen *civitas* und bedeutet »Stadt«.

Kunstwerke – vom geschnitzten Rentierknochen über Höhlenmalereien von Tieren bis hin zu Statuen aus Stein und geschmückten Grabmalen – sind einzigartige Zeugen ihrer Zeit und erzählen uns, wie die Menschen vor Tausenden von Jahren lebten. Wir verdanken es also den Künstlern, dass wir uns die frühen Zivilisationen in Ägypten, Griechenland, dem Römischen Reich und China so lebhaft vorstellen können, obgleich diese alten Kulturen längst nicht mehr da sind.





— *Löwenmensch*
vom Hohlenstein-Stadel, Deutschland
ca. 40.000–35.000 v. Chr.

Löwenmensch

Das erste Kunstwerk

Gestatten, der Löwenmensch. Das flackernde Feuer spiegelt sich auf seinem glänzenden Löwenkopf. Er scheint die Augen aufzureißen, ein Lächeln auf den Lippen. Wird er sich mit einem lauten Knurren auf dich stürzen, mit gefletschten, riesigen Zähnen? Oder öffnet sich sein Mund zu einem breiten Grinsen und er lacht mit zuckenden Schultern ganz laut mit dir, seinem Freund?

Das lässt sich unmöglich sagen. Wir wissen nicht, ob da draußen ein echter Löwe lauert, im tiefen Dunkel, in den Schatten hinter dem Feuer. Die Dunkelheit scheint kein Ende zu nehmen, als segele man nachts auf einem endlosen Ozean. Darüber funkelt ein Schneesturm am kalten Himmel.

Einiges wissen wir jedoch genau. Alles, was du zum Leben brauchst, musst du selbst herstellen. Was du essen willst, musst du suchen oder fangen.



Löwenmensch

In diesem kalten Land überlebt niemand ohne wärmende Kleidung aus Tierfellen, zusammengenäht mit Nadeln aus Knochen, die stundenlang geschnitzt und geschärft werden müssen. Rentier- und Fuchshäute

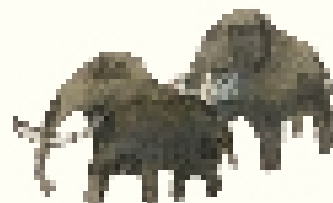
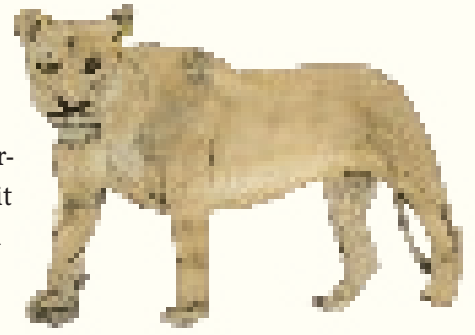
mit dem Fell nach innen halten

dich warm und am Leben. Hasenfelle sind noch weicher und gut als Kleidung für Kinder geeignet. Jeder packt mit an – jagen, nähen, kochen. Feuersteine werden beschlagen, um daraus Pfeilspitzen, Äxte, Klingen und Werkzeuge für alle Alltagsarbeiten herzustellen. Außerdem muss jemand darauf achten, dass das Feuer niemals erlischt. Denn wie sollte man es wieder anzünden – an einem kalten Winterabend wie diesem?

Das ist Europa vor 40.000 Jahren. Skandinavien, selbst der Norden Deutschlands liegen unter einer meterdicken Eisschicht. Weiter südlich herrschen sibirische Temperaturen. Im Frühling taut der Boden auf und Pflanzen wachsen schnell. Wenn du weißt wo, findest du Früchte und kannst essbare Wurzeln ausgraben.

Es leben nicht viele Menschen auf der Erde. Kleine Gruppen errichten Lagerstätten und Schutzhütten. Sie bleiben so lange am selben Ort, wie sie dort Essbares finden. Dann ziehen sie weiter. Es gibt grimmige Höhlenlöwen, die Bärenkinder und Rentiere jagen. Mammutherden durchziehen die kahlen Ebenen und Täler wie haarige Hügel auf Beinen. Ihren starken, gebogenen Stoßzähnen solltest du besser nicht zu nahe kommen. Eine Gruppe von Jägern kann jedoch gemeinsam eines dieser riesigen Tiere stellen und erlegen. Aber Löwen und Mammuts brauchen den Menschen kaum zu fürchten – denn das ist ihr Reich.

So schnell der Sommer gekommen ist, so schnell wird es auch wieder kalt. In der tiefen Dunkelheit der Winternächte müssen sich die Menschen gegen Wölfe, Bären und Löwen zur Wehr setzen. Das Leben hier ist kurz und lodert hell wie das Feuer. Mit etwas Glück erlebst du gerade so deinen 30. Geburtstag, aber ohne Uhren und Kalender weißt du nicht sicher, wann dein Geburtstag ist! Es gibt keine Länder, keine Grenzen. Niemand kann schreiben, es gibt also auch keine Aufzeichnungen, wie das Leben damals war.



Manchmal pausiert der Kampf ums Überleben. Es gibt genug zu essen. Die Menschen können sich anderen Dingen widmen. Sie musizieren auf winzigen Flöten, geschnitzt aus den Röhrenknochen der Raubvögel. Sie tanzen und unterhalten sich – und erzählen sich bestimmt auch Geschichten. Heute kennt diese Geschichten keiner mehr. Aber vielleicht drehten sie sich um unsichtbare Geister, die die Sonne aufgehen ließen und für die Jahreszeiten sorgten. Oder sie berichteten, was die Jäger gesehen und auf ihren gefährlichen Expeditionen erfahren hatten.

In dem Moment, wenn der Jäger einem Löwen von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, weiß er, dass er ihn töten muss ... sonst tötet der Löwe ihn. Er schaut in seine Augen und erkennt dieselben Gefühle wie bei sich selbst – Mut, Angst, Entschlossenheit – alles auf einmal. Für den Bruchteil einer Sekunde fliegt der Speer, der Löwe springt – der Mensch und der Löwe sind gleich. Sie verstehen einander.

Ein sehr merkwürdiges Gefühl. Wer kann das in Worte fassen? Vielleicht hat deshalb in der Stadel-Höhle in Deutschland jemand vor 40.000 Jahren den Löwenmenschen aus einem Mammutzahn geschnitzt. Dieser Mann oder diese Frau hat 400 Stunden lang mit scharfen Steinen viele Feinheiten ins Elfenbein geschnitten. Sie haben ihrer Familie zwar nicht bei der Arbeit geholfen, aber auch sie haben etwas Wichtiges getan. Sie haben ein unsichtbares Gefühl in etwas verwandelt, was du mit eigenen Augen sehen und vielleicht in die Hand nehmen kannst. Du kannst von einer Kreatur träumen, halb Mensch, halb Löwe, aber wo findest du sie?

»Hier«, sagt der Schnitzer. »Berühre ihn. Sprich mit ihm. Gestatten, der Löwenmensch.«





Pferde, Wisente und Wollnashörner
Chauvet-Höhle, Frankreich, ca. 30.000–28.000 v. Chr.

2

Tierträume

Die Maler der Chauvet-Höhle

Jahrtausende gehen ins Land. Hunderte und Aberhunderte von Generationen. Dennoch ändert sich das Leben in Europa kaum. Manchmal wird es etwas wärmer und die Eisdecke schrumpft. Ganz langsam jedoch, so langsam, dass man es kaum merkt, kehren Eis und Kälte wieder zurück.

Vor 30.000 Jahren in einem Tal, heute mitten in Frankreich. Noch immer ist das Land dünn besiedelt, nur hier und da leben kleine Gruppen von Menschen in kleinen Siedlungen oder im Schutz überhängender Felsen. Häufig ziehen sie umher, durch Wälder und Wiesen, mit den Tieren der Wildnis.

Vielleicht sagen sich die Menschen: »Wir sind ganz anders als die Tiere. Schau mal, was wir mit unseren Händen herstellen können.« Aber auch die Tiere können bauen, Vogelnester oder Fuchsbaue zum Beispiel. Sie verständigen sich untereinander, umsorgen ihre Jungen und leben in Gruppen zusammen. Und doch wissen sie nicht, wie man mit Knochennadeln Kleidung näht, steinerne Speerspitzen schärft oder auf selbstgeschnitzten Flöten musiziert. Tiere träumen auch, aber sie verwandeln die Figuren aus ihren Träumen nicht in Schnitzereien wie den Löwenmenschen. Und sie tauchen ihre Pfoten auch nicht in rote Erde oder Holzkohle und malen Bilder damit.

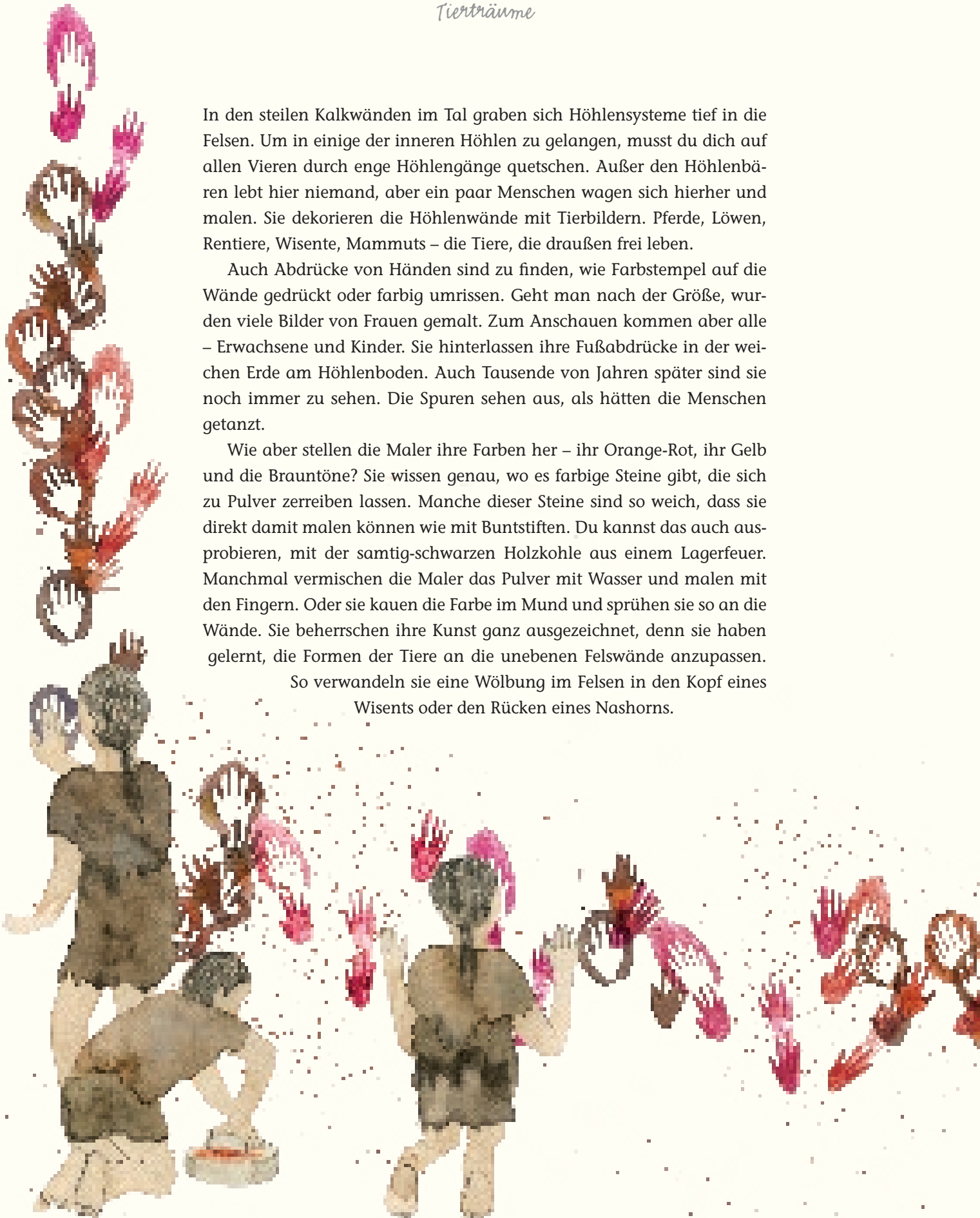


In den steilen Kalkwänden im Tal graben sich Höhlensysteme tief in die Felsen. Um in einige der inneren Höhlen zu gelangen, musst du dich auf allen Vieren durch enge Höhlengänge quetschen. Außer den Höhlenbären lebt hier niemand, aber ein paar Menschen wagen sich hierher und malen. Sie dekorieren die Höhlenwände mit Tierbildern. Pferde, Löwen, Rentiere, Wisente, Mammuts – die Tiere, die draußen frei leben.

Auch Abdrücke von Händen sind zu finden, wie Farbstempel auf die Wände gedrückt oder farbig umrissen. Geht man nach der Größe, wurden viele Bilder von Frauen gemalt. Zum Anschauen kommen aber alle – Erwachsene und Kinder. Sie hinterlassen ihre Fußabdrücke in der weichen Erde am Höhlenboden. Auch Tausende von Jahren später sind sie noch immer zu sehen. Die Spuren sehen aus, als hätten die Menschen getanzt.

Wie aber stellen die Maler ihre Farben her – ihr Orange-Rot, ihr Gelb und die Brauntöne? Sie wissen genau, wo es farbige Steine gibt, die sich zu Pulver zerreiben lassen. Manche dieser Steine sind so weich, dass sie direkt damit malen können wie mit Buntstiften. Du kannst das auch ausprobieren, mit der samtig-schwarzen Holzkohle aus einem Lagerfeuer. Manchmal vermischen die Maler das Pulver mit Wasser und malen mit den Fingern. Oder sie kauen die Farbe im Mund und sprühen sie so an die Wände. Sie beherrschen ihre Kunst ganz ausgezeichnet, denn sie haben gelernt, die Formen der Tiere an die unebenen Felswände anzupassen.

So verwandeln sie eine Wölbung im Felsen in den Kopf eines Wisents oder den Rücken eines Nashorns.



Die Maler der Chauvet-Höhle

Dunkel ist es, das Tageslicht kommt nicht bis hier herunter. Die Künstler malen im Schein einfacher, rußender Lampen aus brennendem Tierfett. Im flackernden Schein der Lampen zucken Licht und Schatten unbeständig über die Wände. Die gemalten Tiere scheinen sich zu bewegen. Dann wird getanzt, und die Schatten der Tänzer springen inmitten der Tiere umher.

Die Maler kennen die Tiere sehr genau. Jäger hatten ihre Beute ins Lager geschleppt, wo sie zerteilt und gekocht wurde. Die Maler hatten auch lebendige Tiere beobachtet. Sie wissen, wie ein Löwe den Kopf hebt, um zu brüllen, wie sich der Hals des Pferdes beim Galoppieren wölbt und wie die umstehenden Pferde gleichermaßen zu laufen beginnen.

Sieh nur, wie die Herde die Köpfe zusammensteckt, die Ohren aufmerksam gespitzt, die Nüstern samtig und weich. Da, das Pferd mit dem geöffneten Maul – hör genau hin! Kannst du verstehen, was es sagt? An den anderen Wänden brüllen gemalte Löwen. Du kannst ihnen ganz ohne Furcht direkt ins Gesicht schauen, denn du bist vor ihnen sicher.

Mit ihrer Kunst können die Maler zaubern. Sie können die Stärke des Löwen und des Bären in die Höhle holen, dennoch mußt du nicht vor ihnen davonlaufen. In den Gemälden tanzen die Tiere mit dir, sind Teil der Geschichten und wärmen sich mit dir am Feuer. Später kannst du die Bilder in deinem Kopf behalten, und sie sind dir näher, als wenn sie neben dir saßen: Sie wiehern, brüllen und knurren. All das geschieht in deinem Kopf, wo die Bilder umhertanzen wie flackernde Zeichnungen an den Höhlenwänden.





Feldarbeit

Grab des Menna, Theben, Ägypten, ca. 1390 v. Chr.

3

Bildgeschichten

Antike Maler, Bildschnitzer und Schreiber

Früher Morgen. Es ist bereits hell, doch der Sonnengott hat seinen feurigen Kopf noch nicht über den Horizont gehoben. Die Luft ist frisch vom Morgentau, der meerblaue Himmel ganz still. Später am Tag wird er in der Hitze flimmern. Die reifen Weizenstängel knistern, während sich die Männer in Reihen über das Feld bewegen und sie mit Bronzesicheln ernten. Erschreckt flattern Vögel auf und fliegen unter großem Spektakel nach allen Seiten davon. Hinter den Feldern, außer Sichtweite, fließt der Nil – breit und stark. Wenn die Männer innehalten und sich umschauen, entdecken sie Segel – so als würden die Schiffe durch das Weizenfeld gleiten.

Unter der Erde malt ein Künstler bei Lampenlicht Umrisse aus, die er an die Wände des Grabes des Menna gezeichnet hat, eines hohen Beamten, Gebieter über das Ackerland. Er malt die Männer bei der Arbeit auf den Feldern. Und da steht Menna, er fischt und jagt die Vögel am Fluss, mit seiner Familie – und sogar seiner Katze!

Das ist 4.000 Jahre her, Zehntausende Jahre nach der Zeit der Höhlenmaler. Niemand hat beobachtet, was in all den Jahren geschehen ist, aber die Menschen wissen: Sie sind nur die jüngste Generation in einer langen Linie von Vorfahren. Sie tun das, was Menschen am besten können – sie finden heraus, wie ihnen die Natur gibt, was sie zum Leben brauchen.

10.000 Jahre zuvor hatten die Menschen östlich des Mittelmeers die Landwirtschaft entdeckt. Statt wilde Tiere zu jagen, zähmten sie sie – Ziegen, Rinder, Schafe – und sperrten sie in Gehege. Statt Pflanzen und Beeren zu sammeln, legten sie Samen in die Erde. Wenn eine Familie ein ausreichend

großes Kornfeld
bestellte, erntete
sie genug, um
zu essen und
neue Samen
aufzubewahren.
Vielleicht reichten
sie sogar, um gegen
andere nützliche Dinge
zu tauschen, wie einen
Wasserkrug oder einen
irdenen Kochtopf vom
Töpfer, der sein Hand-
werk so gut beherrschte,
wie es ein schwer arbeitender Bauer nie lernen könnte.



Über den Kornfeldern Ägyptens glüht bereits die Sonne. Wie unglaublich diese Szene auf die Höhlenmaler wirken würde! Die Gebilde in der Ferne, wie eckige, eng beieinander stehende braune Felsen – das sind Häuser. Um Landwirtschaft zu betreiben, müssen die Menschen sesshaft sein. Es gibt Dörfer, kleine und große Städte mit Gebäuden, die um einiges größer sind als die einfachen Bauernhäuser. In den größten Städten leben mehrere Tausend Menschen.

Große Ströme wie der Nil und – weiter im Osten – Euphrat und Tigris sorgen für fruchtbare, ertragreiche Böden, um die Stadtbewohner zu versorgen. Die Menschen arbeiten nicht nur auf den Feldern. Es gibt reiche Händler, Priester und Staatsbeamte wie Menna. Außerdem auch Maler und Schnitzer, die Tempel, Grabstätten und Paläste verzieren.

Das Leben in der Stadt ist abwechslungsreicher als auf dem Land, aber auch komplizierter. Wie kann ein König oder Händler da den Überblick behalten? Über die Höhe der Steuern, die eingetrieben werden müssen. Über die Anzahl der Getreidesäcke im Lagerhaus. Oder den Namen des Königs, der den Tempel erbaute und an den sich jeder nach seinem Tod erinnern sollte. Da ist es nicht genug, einfach zu sagen: »Keine Sorge, das vergessen wir schon nicht.« Die Lösung für all diese Probleme – und viele andere – liegt in der genialen Erfindung der Schrift.

Anfangs schrieb man in diesem Teil der Welt mithilfe von Bildern, ein Kreis bedeutete zum Beispiel »Sonne«, ein geschwungenes Dreieck wie das

Gesicht einer Kuh war das Zeichen für »Kuh«. So weit, so gut. Wolltest du aber »gestern« oder »das Schiff segelt nach Norden« schreiben, mussten die Zeichen anders funktionieren. Ein Bild oder Symbol konnte für ein Wort stehen oder für die Laute, aus denen sich das Wort zusammensetzt, oder für beides. Wie sollte man das unterscheiden? Zwar konnten die meisten Leute nicht schreiben, zum Glück gab es jedoch Schreiber, die ganz genau wussten, wie das ging.

Maler, Schnitzer, Bildhauer und Schreiber erlernten dieses Handwerk, das anderen wie Zauberei erschien. So konnten sie dafür sorgen, dass man Dinge sehen oder verstehen konnte, ohne sie vor sich zu haben. Ein König konnte nicht gleichzeitig überall sein, aber sein Bild, seine Statue oder seine königlichen Botschaften konnten an Gebäuden im ganzen Reich zu sehen sein. Je eindrucksvoller die Bilder und Wörter waren, desto deutlicher war die Botschaft.

Im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris wandelte sich die Bildschrift langsam in eine Schrift aus Zeilen und Zeichen.



Dabei sahen die Zeichen nicht mehr wie die Dinge aus, für die sie standen. Die Ägypter blieben jedoch bei ihrer Bildschrift, den sogenannten Hieroglyphen. Sie waren so stolz auf ihre ägyptische Schreibweise, warum sollten sie die also ändern? Ägypten wurde von Göttern regiert, darauf folgte der König bzw. Pharao (der Mensch, der den Göttern am ähnlichsten war), dann kamen die Priester und Adelsleute, am unteren Ende der Gesellschaft die ärmsten Arbeiter und Sklaven. So war es damals, und so sollte es bleiben, solange der Sonnengott jeden Morgen nach seiner nächtlichen Reise durch das Land der Toten wiedergeboren wurde.



König Echnaton und seine Familie
aus Achet-Aton (heute Tell el-Amarna), Ägypten,
ca. 1.353–1.336 v. Chr.

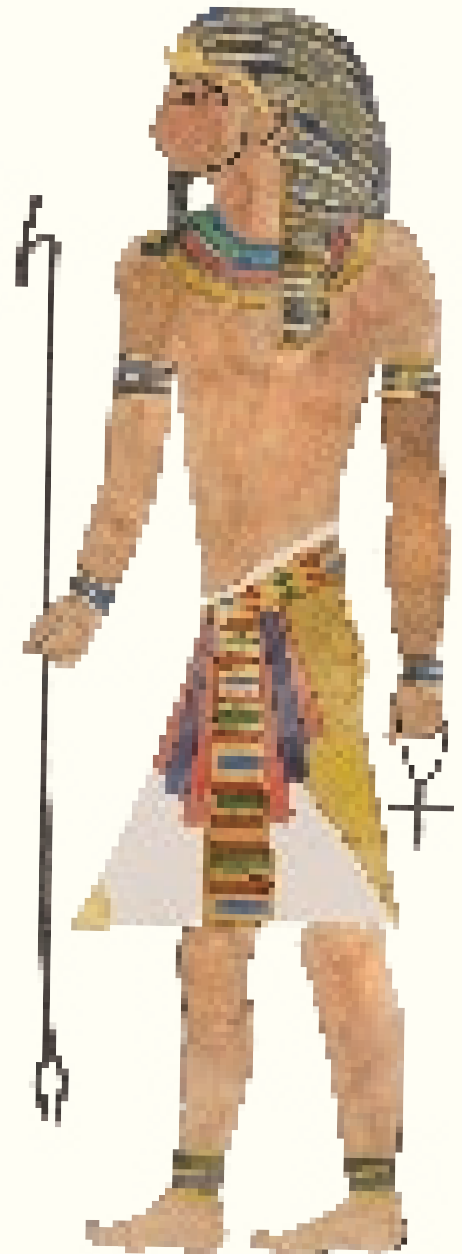
4

So sehe ich das Echnatons Künstler

Als sie ihre Befehle bekamen, waren die königlichen Bildhauer und Maler überrascht. Sie sollten König Echnaton mit einem langen, gummiartigen Gesicht und einem Kartoffelkinn, einer großen Nase und abstehenden Ohren darstellen, dazu mit dickem Bauch und krummen Beinen. Noch nie war ein ägyptischer Pharao so porträtiert worden.

Echnaton bestieg vor ca. 3.370 Jahren den Thron Ägyptens, inzwischen waren mehr als einhundert Pharaonen gekommen und gegangen. Es schien, als könne das Leben in Ägypten für immer so weitergehen. Die Namen der Pharaonen und ihre übermenschlichen Großstaten wurden in Gemälden, Skulpturen und Schriften in Palästen, Gräbern und Tempeln sowie auf Alltagsgegenständen festgehalten. Da gab es das Bildnis König Narmers in einen Schleifstein gemeißelt, auf dem er einem Feind mit seinem Knüppel auf den Kopf schlägt. Oder eine gigantische Schnitzerei von Seti I., der eine ganze Armee besiegt. Seine Feinde wurden wie Weizen vom Streitwagen des Pharaos zu Boden gemäht.

Ägyptische Bildhauer mussten unglaublich geduldig sein. Ihre härtesten Metallwerkzeuge bestanden aus Bronze, was für ein Schwert oder einen Speer in Ordnung war, zur Bearbeitung harten Gesteins wie Basalt jedoch



nicht taugte. Monatelang mussten Bildhauer einen Stein mit einem härteren Stein behauen. Sie wurden Experten in einer Technik, die wir heute als versenktes Relief bezeichnen. Dazu wurden Figuren und Hieroglyphen in die Oberfläche eines weichen Steinblocks geschnitzt. Im grellen Sonnenlicht wirkten die Reliefs durch die scharfen Schattenwürfe wie Zeichnungen.

Nach dem, was wir heute wissen, hatten einige Pharaonen sicher auch Warzen auf der Nase oder Haare in den Ohren. Die Künstler stellten das Gesicht des Pharaos jedoch immer glatt, ebenmäßig und, um die Wahrheit zu sagen, eher ausdruckslos dar, als würde er eine Maske tragen oder hätte nicht das kleinste bisschen Grips in seinem königlichen Kopf.

»Wenn sie mich so darstellen sollen«, dachte Echnaton, »wird das für sie ein echter Schock.« Er bestand darauf, dass ihn Statuen und Bilder als echten Menschen zeigten. Echnaton bat die Künstler sogar, seine Nase und sein Kinn größer zu machen, so dass sein Gesicht völlig unkenntlich war. Echnaton und seine Frau Nofretete hatten sechs Töchter. Die königlichen Künstler bildeten sie mit ihren Eltern ab, spielend und lachend wie normale Kinder, ganz anders als die steifen, unpersönlichen Figuren des alten Stils.

Wie alle Ägypter war Echnaton umgeben von vielen Götterbildnissen aufgewachsen. Für ihn war es jedoch an der Zeit für Veränderungen. Er verbot all diese Gottheiten und erklärte nur einen zum rechtmäßigen Gott: Aton, den Sonnengott. Um dem Volk diese Botschaft vom »einen, wahren Gott« zu verkünden, änderte Echnaton völlig die traditionellen Figuren und Szenen, die Bildhauer und Maler zeigen durften. Verschwunden waren die alten Götter mit ihren Köpfen in Form von Katzen, Krokodilen,

Adlern und Schakalen. Jetzt zeigte man nur noch Aton, der als

Kreis, als Sonnenscheibe darzustellen war. Der Kreis besaß Strahlen mit kleinen Händen an den Enden, die sich ausstreckten und den Pharao und seine Familie berührten. Die königliche Familie mit

Aton, der sie überstrahlte. Das war

das Bild, das sich die Menschen von Echnatons neuer Religion machen sollten.



»Das darf nicht sein!«, grummelten die Priester der alten Religion. »Das verärgert die Götter!« Echnaton war das egal. Er war der Chef und wollte vieles anders machen. Seine Untertanen sollten die althergebrachten Sitten völlig vergessen. Alles sollte neu sein.

Echnaton hatte seine Regentschaft als Amenophis IV. begonnen, später nannte er sich Echnaton, was bedeutet »der dem Aton dient«. Am Ufer des Nil gründete er eine neue Stadt, Achet-Aton oder »Horizont des Aton«, dort ließ er neue Tempel, Paläste und Häuser errichten.

Ein Bildhauer namens Thutmosis hatte seine Werkstatt in Achet-Aton, wo er den Kopf und die Schultern der Königin Nofretete aus einem Kalksteinblock schuf. Thutmosis ließ sie zauberhaft wirken, mit einem feinen Lächeln auf den Lippen. Vielleicht hat sie ja wirklich so ausgesehen. Auf ihrem wohlgeformten Kopf trägt Nofretete die ägyptische Krone. Den Ehefrauen früherer Pharaonen war es nicht gestattet, als ihren Männern ebenbürtig porträtiert zu werden. Echnaton und Nofretete müssen dem Künstler Thutmosis wohl vertraut haben. Er besaß ein großes Haus, hielt Pferde und einen Wagen – wie ein Adliger.

Echnaton, die wunderschöne Nofretete und sechs wohlerzogene Töchter – eine perfekte Familie. Sollte es Streitereien oder Wutausbrüche gegeben haben, würde man das anhand der Bilder und Statuen niemals vermuten. Ein Relief zeigt die Kinder beim Spiel mit Vater und Mutter, während Aton seine Hand nach ihnen ausstreckt, als wolle er sie kitzeln. Die hellen Sonnenstrahlen machen jedes Detail der Figuren im Stein sichtbar, ganz so, als hätte Aton selbst Hand angelegt.





Grabkammer, Grab des Tutanchamun
Tal der Könige, Ägypten, ca. 1.320 v. Chr.

5

Das Leben geht weiter

Tutanchamuns Grab

Falls Echnaton glaubte, zukünftige Pharaonen würden seinem Beispiel folgen, hatte er sich geirrt. »Dieses Ein-Gott-Geschäft – das ist nichts für Ägypten«, protestierten die Priester der alten Religion. Sie mussten jedoch noch 17 Jahre warten, bis Echnaton starb. Erst dann konnten sie Kunst und Religion Ägyptens wieder zu den alten Traditionen zurückführen. Kurz darauf bestieg Tutanchamun den Thron. Er war ein Kindkönig, vermutlich erst ganze neun Jahre alt. Und weniger als zehn Jahre darauf war auch er bereits verstorben – an Krankheit oder Verletzung oder vielleicht an beidem.

Für Ägypter war der Tod nicht das Ende. Er war die Tür zum Leben danach. Reiche Menschen freuten sich darauf, all das weiterhin genießen zu können, was ihnen im Leben lieb war – gutes Essen, Musik, luxuriöse Kleidung und Inneneinrichtung, Feiern mit Freunden und viele Diener. Selbst weniger betuchte Ägypter konnten auf ein angenehmes Leben nach dem Tod hoffen, vorausgesetzt, sie waren gut vorbereitet.

Zuerst musste der Leichnam von Balsamierern, die unter der Aufsicht des schakalköpfigen Gottes Anubis standen, korrekt mumifiziert werden. Die Balsamierer schnitten dazu die Leiche sorgfältig seitlich auf und entfernten Leber, Lunge, Magen und andere Organe. Mit einem Haken holten sie das Hirn durch die Nasenlöcher aus dem Kopf. Die Haut bedeckten sie mit einer salzigen Substanz und ließen sie für 40 Tage trocknen. Danach wuschen sie den Leichnam und rieben ihn mit duftenden Ölen ein. Schließlich wickelten sie ihn Lage um Lage in leinene Tücher. Am Ende wurde die Mumie in einen hölzernen Sarg gelegt, der wiederum in einem zweiten platziert wurde.

In der Zwischenzeit bereitete eine Gruppe aus Arbeitern und Künstlern das Grab vor. Pharaonen hatten Grabstätten mit mehreren Kammern unter der Erde. In einer solchen Kammer stand ein steinerner Sarkophag, wie eine tiefe Badewanne mit Deckel, um die Särge mit dem mumifizierten Körper aufzunehmen. Im trockenen Klima Ägyptens blieben die Mumien jahrhundertlang erhalten.

Durch die Praxis der Mumifizierung gab es für Künstler viel Arbeit. Nur die besten waren gut genug für die Gräber im Tal der Könige nahe Luxor. Die Wände waren mit farbenprächtigen Szenen geschmückt, in denen Gottheiten und Könige gleichermaßen zu sehen waren. Der Umrisszeichner gab die Umrisse der Figuren vor, die dann von anderen Künstlern ausgemalt wurden. Wenn alle Wandgemälde abgeschlossen waren, wurde eine Grabstätte mit Schmuck, Skulpturen, Möbeln und Speisen gefüllt. Das war wie ein gut ausgestatteter Supermarkt, in dem der Pharaon alles finden konnte, was er im Leben nach dem Tod brauchen würde, selbst kleine Tonfiguren von Dienern, die sich um ihn kümmern würden.

Eine königliche Grabstätte fertigzustellen, dauerte sehr lange. Tutanchamun wurde nach einem unerwartet frühen Tod in einem kleinen Grab bestattet, das eigentlich für eine andere Person gedacht war. Die Grabkammer war gerade groß genug. Ein leuchtender Schrein, wie eine vergoldete, hölzerne Kammer, füllte sie fast vollständig aus. Darin befanden sich drei weitere Schreine ineinander, in diesen ein steinerner Sarkophag, in dem drei Särge standen.



Der innerste Sarg mit der Mumie des Pharaos bestand aus purem Gold. Er war geformt wie eine Statue Tutanchamuns in seiner königlichen Robe. Drinnen, auf dem Kopf der Mumie, lag eine goldene Maske des Königs mit seiner Krone. Sie war mit blauen Lapislazuli, Halbedelsteinen und buntem Glas geschmückt. Tutanchamun war der Sohn von Echnaton und einer seiner vielen Frauen, an der Maske konnte man das jedoch nicht erkennen. Im Unterschied zu Echnatons unverwechselbar gestreckten Gesichtszügen wirkte Tutanchamuns junges Gesicht königlich und unpersönlich.

Nachdem Tutanchamuns Grabstätte versiegelt war, erwartete niemand, all das Gold und die Juwelen jemals wiederzusehen. Die Stühle, geschmückt mit Elfenbein und Bronze, die Ebenholzstatuen des schakalköpfigen Gottes Anubis, die goldenen Masken – all das sollte unter der Erde im Dunkel bleiben. Falls Tutanchamun sie in seinem Leben nach dem Tod brauchen würde, wären sie ihm zur Hand.

Das klingt nach einer riesigen Verschwendung, und genau das dachten sich auch die Grabräuber. Sie riskierten, gefangen und getötet zu werden, und wurden nicht selten bei ihrem gierigen Versuch, die Schätze aus königlichen Gräbern zu stehlen, bei lebendigem Leibe begraben. Über die Jahre gelang es Dieben, in viele Gräber im Tal der Könige einzubrechen. Sie versuchten es auch bei Tutanchamuns Grab, scheiterten jedoch aus irgendeinem Grund an der inneren Grabkammer, in der die Mumie lag. Das Siegel an dieser Kammer blieb mehr als 3.000 Jahre lang unberührt.





Vase

Griechenland, 570–560 v. Chr.

6

Reisegeschichten griechische Vasenmaler

Nordwestlich von Ägypten, im Segelboot über das Mittelmeer in zehn oder zwölf Tagen zu erreichen, ragen Inseln aus den Wellen. Felsen groß wie Riesen scheinen im Wasser zu hocken. Täler erstrecken sich landeinwärts, gesäumt von schattigen Pinienwäldern und silbergrünen Olivenhainen. Hinter den Inseln liegt das griechische Festland. Zur Zeit Tutanchamuns wurde dieses Land von kriegerischen Königen geführt, die in Burgen auf den Bergen lebten. Freund oder Feind, die Menschen hier sprachen dieselbe Sprache, ein fremder Klang für ägyptische Ohren.

Mit der Zeit überquerten mehr und mehr Schiffe das Mittelmeer, von Ägypten nach Kreta und von Griechenland nach Italien. Sie beförderten Krüge mit Wein und Zedernöl, Klumpen von Kupfer und Gold, Waffen, Schmuck und wunderschön bemalte Töpfe. Die nützlichen und schönen Dinge, die über das Meer kamen, schienen kein Ende zu nehmen. Händler und Reisende erzählten sich unglaubliche Geschichten. Manche waren hinter die Sonne gesegelt. Andere waren von einem sechsköpfigen Monster angegriffen worden – das behaupteten sie zumindest!

Vor ungefähr 2.600 Jahren gibt es die Kriegerkönige längst nicht mehr. Griechenland ist das Land kleiner Städte. Die wichtigsten Gebäude sind nicht mehr die Paläste – zumindest nicht die der menschlichen Könige. Es sind die Tempel, die besonderen Gebäude, die die Griechen ihren Göttern erbauten.

Die Griechen stellen sich ihre Götter wie menschliche Gestalten vor, nur größer, stärker und schöner. In den Tempeln stellen sie Statuen auf, als würde der Gott dort tatsächlich leben. Wenn Städte größer werden,



ersetzen die Menschen die alten Tempel. Statt hölzerner Pfeiler und Planken verwenden sie hohe Säulen aus gehauenen Marmor, die in der Sonne strahlen. Diese Tempelbauten bringen viel Arbeit für Architekten und Bildhauer.

Die griechischen Götter verhalten sich auch wie Menschen. Sie streiten, betrügen, verlieben sich – manchmal sogar in Menschen. Vor langer Zeit gab es einmal Menschen, so erzählen die Geschichten, die einen Gott zum Vater hatten, wie der Held Herakles. Er war der Sohn des Zeus, des blitzwerfenden Königs der Götter. Welch ein Unterschied zu den Ägyptern! Der ägyptische Aton war mysteriöser und stärker als jeder griechische Gott, aber man konnte sich nicht vorstellen, dass er spricht oder gar eine Familie hat.

Noch spannender als die Mythen der Götter sind die Heldensagen aus der Zeit der Kriegerkönige. Da gab es König Agamemnon von Mykene, der einen zehnjährigen Krieg gegen Troja führte. Oder Theseus, den Prinzen von Athen, der mit dem Minotaurus kämpfte. Dieses stierköpfige Monster lauerte im dunklen Labyrinth unter dem Palast des König Minos von Kreta und fraß junge Männer und Frauen, bis Theseus kam und es tötete.

Wie viele griechische Künstler kennt der Vasenmaler Kleitias viele dieser Geschichten auswendig. In seiner Werkstatt in Athen malt er Bilder auf Weinkrüge, Tassen und Schüsseln. Zuerst nimmt der Töpfer Ergotimos einen Klumpen Ton und formt ihn auf seiner Töpferscheibe zu einer eleganten Schale. Wenn der Ton getrocknet ist, zeichnet Kleitias mit einem Holzkohlenstift Bilder auf die Seiten. Mit einem Pinsel malt er die Bilder mit sehr feinem Tonschlamm aus. Im Brennofen werden Kleitias' Bilder schwarz, der Topf selbst färbt sich in der Hitze leuchtend rot.

Kleitias und die anderen Vasenmaler von Athen sind Konkurrenten. Sie geben einer an sich bekannten Geschichte eine unerwartete Wendung und fügen Details hinzu, die sich vorher noch niemand ausgedacht hatte. Im Unterschied zu den meisten ägyptischen Künstlern und Handwerkern signieren die Griechen ihre Arbeiten. Denn wer ist schon gern ein begabter Künstler und überlässt den Ruhm dafür anderen?

Kleitias hat dieses riesige Gefäß mit nicht weniger als 200 Figuren bemalt. Da gibt es Szenen aus dem Trojanischen Krieg und die Geschichte von Theseus und dem Minotaurus. Schau, direkt unter dem Rand liegt ein Ruderboot am Ufer an. Die Ruderer springen auf und strecken die Arme in die Höhe, so freuen sie sich über Theseus' Sieg. Einer von ihnen ist ins Wasser gesprungen. Er schwimmt wie wild, um den Strand zu erreichen, wo die Siegesfeier bereits begonnen hat. Als hätte Kleitias das mit eigenen Augen gesehen.

Die Gäste einer Gesellschaft unterhalten sich gern über die gezeichneten Geschichten und brüsten sich mit ihren eigenen Gefäßen. »Schaut hier«, der Gastgeber zeigt auf die schwimmende Gestalt. »Das ist brilliant. Mein Weingefäß ist das beste, das Kleitias jemals geschaffen hat.«

»Tatsächlich, mein Freund?«, beugt sich ein Gast zu ihm herüber, die Wangen vom Wein gerötet. »Ist nicht meines schöner, mit dem bezaubernden Bild der Athene, die aus Zeus' Kopf geboren wird?«

Mit seinen Silberminen und dem gut florierenden Hafen ist Athen eine reiche Stadt. Vielleicht hat sie das der Göttin Athene zu verdanken, die sich gut um ihr Volk kümmert. Ihr Tempel steht auf der Akropolis, einem Felsen im Zentrum der Stadt. Zeit für die Athener, ihre Göttin zu ehren, die ihre Stadt zur größten Metropole in Griechenland gemacht hat.





Kopf eines Pferdes
Parthenon, Athen, Griechenland,
438–432 v. Chr.

7

Große Ideen

Der Parthenon

Im Töpferbezirk von Athen beginnt die Arbeit sehr früh am Morgen. Holzrauch aus den Brennöfen zieht in der Dämmerung durch die Straßen. Im Osten färbt sich der Himmel bereits rosa. Das rosafarbene Licht streift auch die höchsten Spitzen der Akropolis, wo der Parthenon, der neue Marmortempel der Athene, in einem Holzkäfig aus Baugerüsten erstrahlt.

Neun Jahre konnten die Athener beobachten, wie das kolossale Gebäude auf dem Plateau des riesigen Akropolis-Felsens größer und größer wurde. Vor fünf Jahren schließlich erhielt es ein Dach. Nun folgt der letzte Abschnitt: die Skulpturen der Götter. Sie sind vom Boden aus nicht besonders gut zu erkennen, aber wenn du näher herangehst, stehst du den Göttern von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Leiter um Leiter klettern die Arbeiter nach oben, um auf die höchste Plattform zu gelangen. Von dort aus können sie die ganze Stadt überblicken. Weit unten ist der Hafen voller Segelschiffe, die klein wie Kinderspielzeug aussehen. Doch heute Morgen lassen sie ihre Werkzeuge vorerst liegen. Es sollen Reden gehalten werden.

Phidias ist gekommen, um sie alle zu grüßen. Alle kennen ihn, diesen berühmten Bildhauer der Statuen am Tempel, auch wenn man ihn nicht häufig aus der Nähe zu sehen bekommt. Seine breiten Schultern sind in eine Tunika aus feinstem Leinen gehüllt, aber seine Hände sind rau von der Arbeit mit Ton, Stein und den Bildhauerwerkzeugen.

»Sind alle bereit?«, fragt Phidias.

Der Vorarbeiter nickt.



»Meinen Freund hier«, sagt Phidias mit Blick auf den Mann neben ihm, »muss ich nicht vorstellen. Ein herzliches Willkommen dem großen Perikles!«

Nach tosendem Jubel wird es still. Steht da wirklich Perikles auf dem Gerüst? Er ist »der Größte« in der Stadt. Auf dem Schlachtfeld, im Stadtrat, Perikles ist ein Mann der Tat. Auf seinen Befehl hin wurde der alte Tempel der Athene zur Baustelle. Er dankt allen und gibt Phidias ein höfliches Signal, das sagt: »Du sollst zuerst sprechen.«

Phidias zeigt auf die Statuen hinter ihm. Er erklärt, wie seine Arbeiter und er vorgegangen sind, um diese Familie der Marmorgötter für Athen zu schaffen, wo sie für immer über die Stadt wachen sollen. Beim Sprechen streichelt er das Maul eines Marmorpferdes, als würde es leben.

»Seht hier! Dies sind die Pferde am Streitwagen des Helios, der die Sonne aus den Wellen in den Himmel empor zieht. In der Mitte wird Athene aus Zeus' Kopf geboren, in voller Rüstung. Und in der Ecke gegenüber – schaut!« Zwanzig Köpfe drehen sich um. »Die Pferde der Mondgöttin. Sie haben Selenes Wagen die ganze Nacht über den Himmel gezogen. Sie sind müde. Seht Ihr?«

Wie haben das die Bildhauer geschafft? Die Muskeln der Mondpferde sind gespannt vor Müdigkeit. Ihre Nüstern beben. Du kannst ihren Atem fast hören und die schaumigen Schweißflecken sehen. Und doch sind sie aus Stein gemeißelt wie auch der Rest des Bauwerks. Aus Stein, der deinen Rücken schmerzen und deine Hände rau und trocken werden lässt.

Die Arbeiter sind es gewohnt, von Phidias Anweisungen zu erhalten. Was sie jedoch nicht wussten, war, dass er die ganze Zeit diese Zauberei vorbereitete. Sie bewundern die feinen Falten in den Kleidern der Gottheiten – so filigran, dass der kleinste Windhauch sie bewegen könnte. Und doch sind auch sie aus Stein geschlagen.

Der Parthenon

Nun ist Perikles an der Reihe. Vom Aussehen halten ihn viele für abgehoben. Aber wenn er spricht, hören alle unweigerlich zu. Er gibt dir das Gefühl, Teil von etwas Wichtigem zu sein. Dies ist mehr als ein neuer Tempel. Dies ist der größte Tempel, den die Welt je gesehen hat. Und ihr habt ihn gebaut – Stein auf Stein.

»Nie bin ich stolzer gewesen auf meine Athener, nie war ich demütiger als gewöhnlicher Sterblicher an diesem Morgen«, sagt er. »Dank eurer schweren Arbeit und dem unglaublichen Geschick meines Freundes Phidias können wir alle diesen Moment im Beisein der Götter genießen.«

Mehr Jubel brandet auf. Dann wird es Zeit für die Arbeit. Einige Skulpturen müssen an ihre Positionen gebracht werden. Später werden die Maler kommen und ihre Gesichter und Kleider prächtig bemalen.

Phidias und Perikles beginnen, die Leitern hinabzusteigen. Eine Weile hört man sie scherzen und erzählen.

»Wie ging dieses Gedicht noch einmal?«, ruft Phidias. »'Helios reitet in seinem Wagen ...'«

»'... und seine Augen blicken unter dem goldenen Helm hervor'«, ruft Perikles zurück.

Bald gehen ihre Stimmen im Schlagen der Hämmer und Klingen der Meißel unter, während der Vorarbeiter seine Anweisungen vom höchsten Gerüst ruft.



Athen

Griechenland (2.500 v. Chr.)

Der Parthenon ist ein Tempel auf einem Felsen oberhalb der modernen Innenstadt Athens. Er gehört zu einer Gruppe antiker Gebäude in Athen, namens Akropolis.

In der Ferne

Im Westen schaut man vom Parthenon bis auf das Ägäische Meer.

Zu Ehren Athenes

Die Skulpturen am Tympanon, der dreieckigen Fläche am Dachgiebel, erzählen die Geschichte von Athenes Geburt und ihrem Streit mit Poseidon, dem Gott des Meeres, wer von beiden Schutzpatron Athens werden soll.

Erfolgsgeschichte

Perikles wollte den Parthenon gleichermaßen als stolzes Symbol für den Erfolg Athens und als geweihtes Bauwerk haben. Er wurde anstelle eines Tempels errichtet, der von den Persern zerstört worden war.

Eine wertvolle Statue

Phidias plante nicht nur die Skulpturen außerhalb des Parthenon, er schuf auch selbst die gigantische Figur der Athene am Eingang. Sie bestand aus Tonnen von Gold und Elfenbein.



Das Haus der Athene

Das griechische Wort Parthenon bedeutet »Haus der Jungfrau«. Dies war einer der Namen der Göttin Athene. Die Stadt Athen wurde nach ihr benannt.

Zeugen der Vergangenheit

Der Parthenon war ein Gebäude aus Stein, er sollte jedoch so wie die einfachen Holzhäuser aussehen, die früher als Tempel gedient hatten. Statt hölzerner Pfeiler hatte er Marmorsäulen.

Steine formen

Bildhauer am Parthenon arbeiteten mit vielen verschiedenen Werkzeugen, um Statuen und Dekorationen aus dem Marmor zu hauen. Auch heute benutzen Bildhauer noch immer ähnliche Werkzeuge.





Terrakotta-Armee

Xi'an, China, 246–209 v. Chr.

8

Die Soldatenfabrik

Das Grab des Qin Shihuangdi

Der Vorarbeiter Jiang konnte sich die Traurigkeit in seinem Herzen nicht erklären. Eigentlich sollte es ein Tag zum Feiern sein. Am Morgen hatte der Aufseher Jiang bei den abschließenden Feinarbeiten am letzten Terrakotta-Soldaten überwacht. Zehn Jahre zuvor hatte der erste Krieger in Lebensgröße seine Werkstatt verlassen, um im Brennofen gebrannt zu werden. Seit damals haben Jiang und seine Arbeiter mehr als einhundert davon hergestellt. Jedes winzige Detail musste perfekt sein – die kleinen, einander überlappenden Platten der Rüstung, die Kinnriemen, die Stiefelbänder. Jede Statue musste so perfekt sein, als wäre sie die Arbeit seines Lebens. Dann musste er dasselbe noch einmal tun. Und nochmal.

Jiangs Trupp war einer von 70, um die gesamte Armee von Terrakotta-Soldaten herzustellen. Die Feuer in den Brennöfen erloschen nie. Die Krieger marschierten los, in Terrakotta gebrannt. Bemalt und mit echten Waffen ausgerüstet, sollten 7.000 von ihnen das Grab des Kaisers Qin Shihuangdi bewachen.

Des Kaisers mächtige Heere hatten alle benachbarten Königreiche unterworfen, um das Kaiserreich Qin – China – zu schaffen. Darum hatte der Kaiser viele Feinde. Die Terrakotta-Armee sollte seinen Leichnam beschützen und die Rachsüchtigen in die Flucht schlagen. Selbst nach seinem Tod würde der Kaiser ein Reich unter der Erde führen. Er würde in einem riesigen Palast voller Höflinge und Unterhalter leben, mit Gärten und Kanälen, in denen Queck-



silber fließt statt Wasser. Manche behaupteten, der Kaiser hätte die Idee lebensgroßer Statuen von Reisenden übernommen, die aus dem fernen Westen zurückkehrten, wo sie die Bronzestatuen des berühmten griechischen Königs Alexanders des Großen gesehen hatten.

Jiang war bescheiden, doch sehr stolz auf seine Arbeiter. Ihnen waren kaum Fehler unterlaufen. Nur eine Statue war im Ofen zerbrochen. Niemand war wegen schlechter Arbeit zum Tode verurteilt worden. »Der Kaiser wird dich belohnen«, sagte der Aufseher lächelnd. Jiang glaubte ihm nicht. Es war das Lächeln eines Mannes, der keine Verwendung mehr für ihn hatte.

Jahrelang hatte der Aufseher andere Vorarbeiter zu Jiang geschickt, damit sie von ihm lernten, wie er die Gesichter der Soldaten modellierte. Ein Assistent brachte ihm einen hohlen Kopf, der in einer Mulde aus gelbem Ton hergestellt worden war. Darauf brachte Jiang weitere Lagen

feineren Tons auf, seidig und glatt. Mit schnellen Strichen mit einem Holzschaber oder seinem Daumen formte er die geschwungenen Augenbrauen, die eleganten Lippen oder Kinnbärte und all die Züge, die ein Gesicht vom anderen unterscheiden.

Unter seinen Händen erwachte der Ton zum Leben.

Meist musste sich Jiang die Gesichter der Soldaten ausdenken. Manchmal jedoch kam ein Offizier in seine Werkstatt, um ein Porträt in Lebensgröße modellieren zu lassen. Jiang störte sich nicht daran, dass die Offiziere hochmütig durch ihn hindurch-



schauten, als wäre er nicht da. Während sie posierten, studierte er ihre Züge sehr genau. Und nicht alle Offiziere waren hochnäsig. Erst vor Kurzem hatte sich einer sehr freundlich mit ihm über sein Heimatdorf in Yunmeng unterhalten und von seiner Frau und seinem kleinen Sohn erzählt.

Am Nachmittag hörte Jiang unbekannte Geräusche im Hof vor seiner Werkstatt. Soldaten erteilten Befehle. »Eure Arbeit ist beendet! Packt zusammen! Fertig machen zum Abreisen!« Vermutlich führten auch die Soldaten einfach nur Befehle aus. Wie eine Belohnung hörte sich das allerdings nicht an.

»Aha! Ich habe dich gefunden, Vorarbeiter Jiang.«

Jiang erschrak. Aber es war nur die Stimme des freundlichen Offiziers aus Yunmeng.

»Ich habe dich überall gesucht. Hier.« Der Offizier griff in seine Tunika und zog ein kleines, in Seide gehülltes Päckchen heraus.

»Ich habe meiner Frau von dem wunderbaren Porträt erzählt, das du von mir gemacht hast. Sie schickt dir das. Wie gefällt es dir?«

Jiang packte das Geschenk aus. Es enthielt eine kleine Tonfigur eines Soldaten – offenbar die Arbeit des kleinen Sohnes. Das Gesicht war ein flacher Kuchen mit eingeritzter Nase, Mund und Augen. Die Rüstung war in Strichen aufgekritzelt.

Draußen rief ein Soldat: »Ihr müsst euch morgen früh alle vor dem Kontor des Aufsehers einfinden.«

»Was bedeutet das?«, fragte Jiang verängstigt.

Der Offizier schaute kurz über seine Schulter und begann zu flüstern. »Der Kaiser hat verfügt, dass ihr Handwerker den Soldaten in seinem Grab Gesellschaft leisten sollt. Nimm meinen Rat an und lauf, so weit du kannst. Schnell, noch vor Sonnenaufgang.«

Als es dunkel war, packte der Vorarbeiter Jiang seine Modellierhölzer und ein paar Habseligkeiten ein und schlich sich aus der Werkstatt. Er lief, bis er weit vom Grab des Kaisers entfernt war. Hinter sich konnte er noch die Lichter in den Brennöfen sehen und die Hütten der Arbeiter erkennen. Er dachte an die tiefen, langen Schächte mit Tausenden Terrakotta-Soldaten, die grimmig in die Nacht starrten. Er zog seinen Umhang fester und eilte weiter.



Kaiser Augustus
aus Rom, 20 v. Chr.

9

Eine große Bestellung

Das Standbild des Augustus

Kaiser Qin Shihuangdi wollte ganz sicher gehen, dass kein anderer Herrscher auf der Welt eine Untergrundarmee wie die seine erschaffen würde. Darum befahl er, alle Vorarbeiter und ihre Helfer mit den von ihnen geschaffenen Terrakotta-Kriegern zu begraben. Aber er war bei Weitem nicht der letzte Kaiser, der an die mysteriöse Macht der Statuen glaubte.

Vor ungefähr 2.200 Jahren, als Qin Shihuangdis echte Armee auf ihrem blutigen Feldzug durch die benachbarten Königreiche war, wurde die Stadt Rom in Italien zum Zentrum eines anderen Kaiserreichs. Innerhalb der nächsten 200 Jahre besetzte das unbesiegbare römische Heer den größten Teil Europas und Nordafrikas sowie die Länder östlich des Mittelmeers. Rom wurde reicher, größer und mächtiger als Athen oder jede andere griechische Stadt.

Die Römer glaubten sich in vielem der ganzen Welt überlegen: im Kämpfen, Regieren, Handeln, Bauen und generell im Umgang mit der Welt. In der Kunst mussten sie jedoch anerkennen, dass sie nicht mit den griechischen Künstlern der Vergangenheit konkurrieren konnten. Also sammelten sie griechische Kunstobjekte. Ganze Schiffe voller Bronzestatuen wurden von Griechenland nach Rom geschickt, wo sie hohe Preise erzielten.

Reiche Römer verstanden es, ihre Gäste zu beeindrucken. Statt in Tempeln zu stehen, wachten griechische Götter jetzt über römische Dinnerpartys und Gärten. Die Nachfrage nach diesen Bildnissen war so immens, dass viele Kopien geschaffen wurden. Manchmal fertigte man eine Form der Statue an und goss sie in Bronze. Oder ein Bildhauer maß die Statuen aus und kopierte die Maße auf einen Marmorblock, um die Kopie herauszumeißeln.

Römische Herrscher ihrerseits waren Experten, wenn es darum ging, ihre Untertanen zu beeindrucken. »Was wir von den alten Griechen gelernt haben«, reflektierte Kaiser Augustus, »ist, uns Menschen ebenso mächtig aussehen zu lassen wie Götter. Ich lasse mein Porträt im griechischen Stil anfertigen.«

Wenig überraschend waren viele Bildhauer, die die besten Kopien der griechischen Statuen herstellten, selbst auch Griechen. »Holt mir diesen Bildhauer – wie war nochmal sein Name – den Burschen aus Athen«, befahl Augustus.

Der Kaiser dachte lange darüber nach, wie er aussehen wollte. Wie der ägyptische Pharao Echnaton wollte er, dass sein Ebenbild von seinen Untertanen im ganzen Reich sofort erkannt würde. Ganz anders als Echnaton wollte er jedoch nicht zu gewöhnlich oder gar sonderbar aussehen. »Der Kaiser sollte ein Vorbild sein«, dachte er. »Gebietarisch, würdevoll, attraktiv. Und natürlich stark. Und ähnlich wie ein Gott, jedoch wie ein menschlicher.«

Der Bildhauer war es zu jener Zeit gewohnt, von den Römern wie ein Diener behandelt zu werden. Die hielten sich für überaus zivilisiert, hatten jedoch von der großen Kunst keine Ahnung, dachte er. Er brachte ein Modell zu Augustus, um es ihm zu zeigen. Er hatte es aus Ton mit Bienenwachs-Überzug hergestellt, in den er die feinsten Details in Hände und Gesicht geschnitzt hatte, während die nackte Haut glatt und fast lebensecht wirkte.

»Meine Idee basiert auf einem Meisterstück des griechischen Künstlers Polyklet, dem sogenannten Speerträger«, erläuterte der Bildhauer. »Es vereint die jugendliche Stärke mit einem Gefühl außerordentlicher Vitalität, meint Ihr nicht, Herr?«

»Hm«, sagte der Kaiser. »Du willst mich aber nicht im Ernst nackt darstellen, oder?«

Also schuf der Bildhauer ein zweites Modell. Dieses Mal zeigte es Augustus als Oberbefehlshaber des römischen Heeres, der mit ausgestrecktem Arm eine inspirierende Rede an seine Truppen hält. Sein breiter Brustschild war mit kleinen Figuren dekoriert. Sie zeigten die Völker, die Augustus besiegt hatte, und die Götter, die ihn dabei beschützten.



Würde das Porträt Augustus gefallen? Sein Gesicht war sicherlich lebensecht, aber der Bildhauer hatte die Stirn etwas erhabener gestaltet, das Haar welliger und jugendlicher, und die Ohren standen nicht ganz so weit ab wie in der Realität.

»Gute Arbeit«, sagte Augustus nach einer Denkpause. »Genau so hatte ich mir das vorgestellt. Wir beginnen mit einer in Bronze, ungefähr so groß«, und er hob den Arm hoch über den Kopf. »Dann hätte ich gern noch fünf in Marmor. Das kannst du doch schaffen? Ich möchte eine im Forum. Meine Frau möchte vermutlich eine in ihrer Villa und ...«

»Ähem ... Herr«, flüsterte ein Offizier ins Ohr des Kaisers. »Ihr werdet von Euren Generälen erwartet.«

»Ja, ja«, wandte sich Augustus erneut an den Bildhauer. »So hoch, merkst du dir das?«

Der Bildhauer verneigte sich. Mit großen Schritten begab sich der Kaiser zum Kriegsrat, seine Sandalen schlappten auf dem Marmorboden.

Der Bildhauer stand neben seinem Modell. Es schien dem Kaiser zum Abschied zu winken, als entließe es ihn – irgendwie froh, die große, schallende Empfangshalle jetzt für sich allein zu haben.



Gartenfresko

aus der Villa di Livia, Prima Porta, Italien, 30–20 v. Chr.



10

Schöner Ausblick

Ein Tag im Leben eines römischen Malers

Egal wen du in Rom fragst, alle werden bestätigen, ich bin der beste Freskenmaler. Aber hochnäsige Senatoren und ihre Gattinnen wissen nicht immer zu schätzen, wie aufwändig es ist, eine Szene zu malen. Eine Szene, die dich vergessen lässt, dass du eine steinerne Wand vor dir hast. Wie das Esszimmer, das ich für Gaius Maximus verziert habe. Man behauptet, Gaius' Neffe sei nach dem Essen aufgestanden und geradewegs vor die Wand gelaufen. Er hielt den Korridor, den er durch den gemalten Bogen sehen konnte, für echt. Und das nicht nur, weil er zu viel getrunken hatte!

Andererseits ... Livia Drusilla – für jemanden wie sie habe ich noch nie gearbeitet. Sie ist die Gattin des Augustus und damit die mächtigste Frau Roms, und vermutlich auch die reichste. Allüren hat sie jedoch keine. Sie würde sich nie in glitzernden Kleidern oder überhäuft mit Juwelen zeigen. Sie hat Interesse und kann zuhören. Dabei ist es unwichtig, ob sie sich mit einem General oder einem Diener unterhält, sie





behandelt alle gleich. Ich freue mich auf die Arbeit in ihrer Villa. Sie liegt wunderschön über dem Tal des Tiber außerhalb der Stadt Rom.

Heute Morgen ist der Stukkateur in der Villa und bringt eine letzte Lage Gips an einem Teil der Wand im Esszimmer auf. Wir haben Frühsommer und es ist zu heiß, um draußen zu arbeiten. Ich mag den Geruch von feuchtem Gips, erdig und frisch. Zum Glück liegt das Sommer-Esszimmer im Keller. Dort ist es immer kühl, selbst an den heißesten Tagen. So trocknet der Gips nicht zu schnell aus. Oben kann ich die Mosaikleger auf dem Boden hören. Mit ihnen möchte ich nicht die Arbeit tauschen, sie basteln Millionen winziger Marmor- und Keramikteilchen zu Bildern zusammen. Sie können ihre Bilder auch nicht fließen lassen, wie ein gemaltes Bild fließt – wenn du weißt, was ich meine.

Der feuchte Gips bedeckt nur so viel von der Wand, wie ich heute bemalen werde. Die Farbe muss vom Gips aufgesaugt werden, bevor er trocknet. So wird die Farbe Teil der Wand, statt nur obenauf zu liegen. Die Farben leuchten länger und können nicht so leicht abgestoßen oder abgerieben werden. Bevor du anfängst, musst du jedoch genau wissen, was du malen willst. Fehler lassen sich nur schwer korrigieren.

Die Idee für diese Szene hatte ich selbst – Bäume, Büsche, Blumen, Vögel –, als wärst du an der Luft und nicht in einem Raum unter der Erde. Wo die Wände an die Decke stoßen, werde ich eine Felskante malen, als schaue man aus einer Höhle nach draußen. Mein Sklave Rufus – dieser rothaarige Gallier – mischt die Farben für mich an.

Gestern habe ich die Blätter eines Myrtenbaums gemalt. Ich hatte nicht bemerkt, dass Livia hereingekommen war und direkt hinter mir stand. Ich ließ vor Schreck fast den Pinsel fallen, als sie sprach.

»Wie machst du diese Blätter so grün und glänzend? Ich könnte schwören, ich höre sie im Wind rascheln.«



»Ich nehme das hier, Herrin.« Ich befahl Rufus, ihr die Schüssel mit der grünen Farbe zu zeigen. Wunder schön sah sie aus, wie ein Waldteich. »Wir nehmen grünen Ton«, sagte ich. »Dann ein paar Krümel von diesem ägyptischen Blau und etwas Wasser.«

»Ah ja. Und hier ...« Sie berührte die Wand. »Oh, sie ist feucht. Ich dachte, du hättest einen Vogel mit hereingebracht, um dir Gesellschaft zu leisten!« Gelbe Farbe glitzerte an ihren Fingerspitzen, wo sie das Bild eines goldenen Pirols berührt hatte, der mit weit geöffnetem Schnabel mitten im Blattwerk sang.

»Hier, Herrin!« Ich reichte ihr einen sauberen Leinenlappen, um sich die Hände abzuwischen.

Sie musste lachen – und ich auch.

Ich hatte den Witz also verstanden. Sie spielte auf den berühmten Wettstreit zwischen Zeuxis und Parrhasius an, den beiden größten Malern im antiken Griechenland. Zeuxis malte Weintrauben so real, dass Vögel sie für echt hielten und sie anpickten. Dann zeigte Parrhasius Zeuxis sein Bild. Aber es war von einem Vorhang verdeckt. »Warum hast du es verdeckt?«, fragte Zeuxis. »Darf ich den Vorhang beiseite ziehen und es anschauen?« Parrhasius lächelte. Wie dumm kam sich Zeuxis vor, als er feststellte, dass der Vorhang selbst gemalt war! »Du hast gewonnen!«, sagte er zu Parrhasius. Livia behandelt mich wie einen gebildeten Mann.

Nicht nur wie den Hausmaler.

Bis ich die Wischspuren repariert hatte, war es spät geworden. Die Schatten draußen wurden länger. Man konnte die Bäume riechen – Pinien, Myrte und Lorbeer, die alle um das Haus herum wuchsen – wie die Bäume auf meinem Gemälde. Dann hörte ich ihn. Sein Gesang war unverwechselbar, irgendwie flüssig, endete und begann von Neuem – wie ein Kind, das mit einer Elfenbeinflöte spielt. Irgendwo in der Nähe, als wäre er gerade aus Livias Esszimmer geflogen, sang ein Pirol.

